

Hebel

Französische Fabliaux als Vorlagen für Kalendergeschichten J. P. Hebels

Franz Horn ist der erste Literarhistoriker, der Johann Peter Hebel und sein Werk erwähnt.¹ Zwei Geschichten aus dem *Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds* hebt Horn dabei hervor, die Erzählung *Die drei Diebe* mit den Nachfolgeschichten vom Zundelfrieder als besonders originelle Erfindung, die Erzählung *Kannitverstan* als eine gelungene Nacherzählung bekannter Vorlagen: „Der neckisch-ruchlose Zundelfrieder, von dem hier nicht selten die Rede ist, wird keinen Landmann verführen, wohl aber das alte frische, nie genug zu preisende Lachen wieder hervorrufen, das jetzt fast geschwunden scheint. [...] So darf auch nicht verschwiegen werden, daß die schöne alte, sehr oft schon erzählte Geschichte von dem Herrn „Kan nit verstan“ hier von Neuem gar gut und lieblich erzählt worden ist, daß sie den besten Eindruck nicht verfehlen kann.“² Horn weiß also um die Vorlagen zu *Kannitverstan* vielleicht noch besser Bescheid als heutige Leser, hält aber die Geschichten um den Zundelfrieder für eine ureigene Erfindung Hebels.

Ganz ähnlich wie Franz Horn kommentiert heute Hannelore Schlaffer: „Den Stoff zu den Erzählungen des *Rheinländischen Hausfreunds* hat Hebel anderen Quellen entnommen, dem *Vademecum für lustige Leute* etc.“³ Dagegen habe Hebel die Erzählung *Die drei Diebe* auf geniale Weise selber erfunden: „Dieser zynische Hausfreund, der das Chaos kennt, das die Figuren auf seiner Bühne anrichten, darf zugleich über ihr das Dreigestirn der Diebe erfinden, den Zundelfrieder, den Zundelheiner und den roten Dieter. Ihnen ist die Unbeswertheit einer ganz mit sich selbst identi-

schen Freiheit gegeben.“⁴ So interpretiert sie die Aktionen dieser Diebe geradezu als Resultat einer ästhetischen Weltsicht Hebels.

Es ist aber inzwischen bekannt, daß Hebel gerade für diese Geschichte in allen Handlungsdetails auf eine Vorlage zurückgeht, die man bisher nur im Versschwank *Die drei Diebe* von Johann Heinrich Voss erkannte.⁵ Dieses Gedicht erschien zuerst im *Musen Almanach für 1791*⁶, dann in der Ausgabe der Werke von Voss von 1802.⁷ In dessen Werkausgabe von 1835⁸ nennt der Herausgeber in einer Anmerkung die Quelle für das Gedicht von Voss: „Der Stoff ist aus den Altfranzösischen Fabliaux.“ Es fragt sich also, ob Hebel aus der Nacherzählung von Voss oder direkt aus diesem Sammelwerk der „Französischen Fabliaux“ schöpfte, zumal darin auch denkbare Vorlagen für die Geschichten *Der kluge Richter* und *Ein Wort gibt das andere* erscheinen. Dieses Sammelwerk sind die anonym erschienenen *Erzählungen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, mit historischen und kritischen Anmerkungen*.⁹ In der Einleitung nennt der ebenfalls anonyme Übersetzer (er heißt Lütkenmüller) freilich den französischen Verfasser und Herausgeber, Pierre-Jean Baptiste Legrand d'Aussy, und dessen Buch *Fabliaux ou Contes du XIIIe et du XIIIe siècle*.¹⁰ Dieses Buch war zu seiner Zeit so erfolgreich, daß ihm 1781 bereits eine zweite, nunmehr fünfbändige, in der Reihenfolge umgestellte Ausgabe folgte. Legrand als Übersetzer ins Neufranzösische benutzte seinerseits die erste kritische Edition altfranzösischer Fabliaux durch Barbazan.¹¹ Auch von diesem Werk erschien 1808 eine zweite Auflage.¹² Lütkenmüller nennt im Vorwort sowohl Legrand wie

Barbasan (so schreibt er ihn) und berücksichtigt auch in seiner Übersetzung der neufranzösischen Version Legrands Einzelpassagen aus Barbasan, besonders dann, wenn Legrand nur Inhaltsangaben gibt. Während Voss sicherlich noch die neufranzösische Fassung von Legrand nutzen mußte, denn 1791 war die deutsche Übersetzung noch nicht erschienen, ging Hebel, falls er Legrand ausschrieb, wohl von der deutschen Übersetzung Lütkenmüllers aus, denn er beherrschte die „französische Sprache nicht genügend [...], um sich in ihr nach Wunsch verständlich zu machen.“¹³ Um also festzustellen, welche Quelle Hebel für *Die drei Diebe* benutzte, wird hier zunächst die Version von Legrand *Die drei Spitzbuben* vorgestellt.¹⁴

Diese Erzählung, meine Herren Barone, wird Sie weder mit den glänzenden Thaten eines Ritters, noch mit den schlaun Künsten einer galanten Frau unterhalten; sie enthält nur die losen Streiche dreier Spitzbuben, deren Geschicklichkeit die Laien und Mönche an der Lan lange in Unkosten setzte.

Zwei von ihnen waren Brüder; sie nannten sich Haimet und Berard. Ihr Vater, der dieselbe Kunst getrieben hatte, deren sie sich beflissen, war vor acht Tagen am Galgen gestorben; ein Schicksal, das diese Art von Talenten gewöhnlich erwartet. Der dritte war ein Bauer, Namens Traver. – Uebrigens war es ihre Sache nicht, zu morden: sie begnügten sich mit stehlen und betrügen, und hierin thaten sie Wunder von Fertigkeit.

Eines Tages, als sie alle drei im Walde an der Lan spazieren giengen, und von ihren Heldenthaten sprachen, entdeckte Haimet in dem Wipfel einer sehr hohen Eiche ein Elsternest, auf welches sich eben das Weibchen setzte. „Bruder, sprach er zu Berard, was meinst du, wenn dir einer den Vorschlag thäte, der Elster ihre Eier zu stehlen, ohne sie vom Neste zu jagen?“ – „Ich meine, antwortete Berard, daß, wer dies verlangt, nicht recht gescheid wäre.“ – „Und ich meine, versetzte jener, daß, wer sich nicht getraute, damit zu Stande zu kommen, ein Tölpel von Spitzbuben wäre. Merk auf!“

Haimet kletterte mit diesen Worten den Baum hinauf, kam ans Nest, machte leise unten ein Loch, fieng, ohne die brütende Elster zu verschrecken, die Eier auf, und brachte sie alle heil herunter. – „Ei! rief Berard, das muß ich

sagen, du bist ein trefflicher Schelm. Könntest du die Eier eben so geschickt wieder in das Nest hinein spielen, als du sie herausgelockt hast, so solltest du unser Meister seyn . . .“ „Topp! Antwortete Haimet, und stieg die Eiche sogleich wieder hinan.

Aber es war nur eine Schlinge für ihn. Sobald er einige Klafter hoch gestiegen war, sprach Berard zu Traver: „Du hast ein Stückchen von Haimet gesehen; jetzt sollst du einen Streich von meiner Art kennen lernen.“ „Hiermit klimmte Berard die Eiche hinauf, folgte seinem Bruder von Ast zu Aste, und löste, während dieser – die Augen auf das Nest geheftet, und auf die kleinste Bewegung des Vogels lauschend, – wie eine Schlange sich wand und zog, leicht und behend die Hosen ab, und kam mit diesem Siegeszeichen zu Traver hinüber.

Haimet hatte indessen die Eier glücklich wieder ins Nest gebracht, und erwartete nun das Lob und die Ehre, die ein solcher Erfolg verdiente. Aber Berard sprach: „Oho! Ich wette, du hast sie in deine Hosen gesteckt.“ Haimet blickt nieder, sieht sich ohne Hosen, und erräth leicht, wer ihm diesen Streich gespielt. „Bravo! Rief er, du bist Meister; du hast den Schelm betrogen.“ Traver bewunderte den einen und den andern Helden, und wußte nicht, welchem von beiden er die Palme zuerkennen sollte. Zugleich aber demüthigte ihn eine so große Geschicklichkeit; er fühlte sich nicht im Stand, mit ihnen eine Lanze zu brechen, und sprach daher: „Freunde, ihr seyd für mich zu gelehrt; ihr würdet hundertmal entwischen, wo ich stecken bliebe. Ich seh’ es, ich bin zu linkisch, um mit Ehren eure Kunst zu treiben. Gott befohlen also! Ich gehe wieder an mein Handwerk. Ich habe gute Arme, ich will arbeiten, und bei meiner Frau bleiben. Mit Gottes Hülfe, denk’ ich, soll es mit uns schon leidlich gehen.“ Er machte wirklich sogleich sich auf nach seinem Dorfe, in seine Hütte. Seine Frau hatte ihn lieb, er wurde ein ehrlicher Mann, und arbeitete; und Gott segnete seine Arbeit, so daß er nach einigen Monaten ein Schwein sich kaufen konnte. Er mäset’ es, schlachtet’ es, um gute Weihnachten zu halten, weidet’ es aus, hieng es, wie gewöhnlich an der Wand an den Füßen auf, und gieng dann ins Holz, um Buchstämme auszuroden. Aber es wäre wohlgethan gewesen, wenn er es verkauft hätte; er würde dadurch

sich viel Unruhe erspart haben, wie wir gleich sehen werden.

Haimet und Berard beschlossen um diese Zeit, ihren Freund, den sie seit ihrer Trennung nicht wieder gesehen hatten, zu besuchen. Sie kamen an eben dem Tage, wo Traver sein Schwein geschlachtet, und fanden seine Frau allein zu Hause, mit Wollspinnen beschäftigt. Sie fragten nach ihrem Manne, und hörten, er sey eben ins Holz gegangen, und werde vor Abend nicht wieder kommen.

Man kann leicht denken, ob so geübten und spähsüchtigen Augen, als den ihrigen, das aufgehängte Schwein entgehen konnte. – „Ei! sprachen sie im Weggehen, der Schelm da will sich was zu Gute thun, und hat uns nicht eingeladen! Zur Strafe müssen wir ihm seine Schinken stehlen, und ohne ihn verzehren.“

Sie machten hierauf ihren Plan, und hielten sich in der Nähe verborgen, bis zur Nacht, wo sie ihn leicht auszuführen gedachten.

Als Traver am Abend zu Hause kam, erzählte seine Frau ihm von dem gehabten Besuche. „Mir war vor den Kerlen recht bange, sprach sie; sie sahen mir so böse aus, daß ich nicht das Herz hatte, zu fragen, woher sie kämen und was sie wollten. Aber ihre Augen luchsten allenthalben umher; im ganzen Hause, glaub' ich, ist ihnen kein Nagel entgangen.“ – „O, meine beiden Schelme! rief Traver bekümmert. Mein Schwein ist verloren, ohne Gnade verloren! Warum hab' ich's auch nicht verkaufen müssen!“ – „Nun, sollte es denn durch nichts mehr zu retten seyn? erwiederte seine Frau. Ich dächte, wir nähmen es ab, und versteckten es irgendwo auf die Nacht. Morgen wollen wir schon sehen, was weiter zu machen ist.“ – Traver folgte diesem Rathe, verbarg sein Schwein am andern Ende der Kammer unter einem Backtroge, und legte sich hierauf nicht ohne Unruhe zu Bette.

Ein Stündchen nachher kamen die beiden Brüder, um ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. Haimet hielt Wache, indem Berard die Wand an der Stelle durchgrub, wo er das Schwein hatte hangen sehen. Aber er sah bald, daß nur der leere Strick noch da war. „Wir kommen zu spät, sprach er zu seinem Bruder; der Vogel ist ausgeflogen.“

Traver, den die Furcht nicht schlafen ließ, hörte ein Geräusch, weckte seine Frau, und lief zum Backtroge, um zu fühlen, ob sein Schwein

noch da sey. Er fand es noch in guter Ordnung; weil er aber auch für seinen Kornboden und Pferdestall in Sorgen war, so nahm er eine Axt, und gieng damit die Runde zu machen. Berard hörte ihn fortgehen, und benutzte diesen günstigen Augenblick, dietrichte die Thür auf, trat zum Bette, und sprach mit Travers nachgemachter Stimme: „Marie, das Schwein hängt nicht mehr an der Wand; hast du's etwa versteckt?“ – „Wie? Erwiederte sie, hast du denn mit einemmal vergessen, daß wir's unter den Backtroge gelegt? Wahrhaftig, die Furcht muß dich von Sinnen gebracht haben!“ – „Das nicht, versetzte jener; aber ich hatte es vergessen. Halte dich hier ruhig, Marie; ich will's an einen sicherern Ort bringen.“ – Hiermit gieng Berard zu der ihm angewiesenen Stätte, lud das Schwein auf seine Schultern, und zog damit ab.

Wenig Augenblicke später kam Traver, nachdem er alles durchsucht, und die Thüren doppelt versperrt hatte, zu seiner Frau zurück. „Nun! sprach diese, das muß ich sagen, ich habe einen Mann mit trefflichem Kopfe; er vergrößt, was er so eben mit seinem Schweine gemacht hat!“ – „Heiliger Julian! rief Traver bei diesen Worten; wie ich sagte: gute Nacht Schwein! Fort ist's, es ist fort, und der Teufel hohl es wieder!“ – Da die Räuber indeß noch nicht weit seyn konnten, so hoffte er, ihnen noch wieder beizukommen, und lief sogleich fort, dem Walde zu, wohin sie sich, vermuthete er, mit ihrer Beute flüchten würden.

Sie eilten in der That auf einem Fußsteige queer Feld ein nach dem Walde. Haimet gieng voran, den Weg zu sichern, und Berard folgte ihm mit seiner Last in einer kleinen Entfernung. Traver hatte diesen bald eingeholt, erkannte ihn, und sprach, Haimets Stimme nachahmend: „Du mußt müde seyn; ich will dich ein wenig ablösen. Gieb her, und gehe voraus!“ – Berard zweifelte nicht, daß es sein Bruder sey, und übergab ihm das Schwein. – Aber nach ungefähr hundert Schritten stieß er, zu seinem Erstaunen, auf seinen Bruder. „Pest! rief er, da bin ich angeführt! Der Schelm Traver hat mich überlistet. Aber laß sehen, ob ich den dummen Streich wieder gut zu machen weiß!“

Er entkleidete sich mit diesen Worten, zog sein Hemde über seine Unterkleider, machte sich eine Art von Weiberhaube, lief so verkappt auf einem andern Wege spornstreichs

nach Travers Hause und erwartete ihn an der Thüre.

Sobald er ihn kommen hörte, gieng er ihm entgegen, und fragte ihn, mit der Stimme seiner Frau, ob er das Schwein wieder bekommen habe. „Ja, Marie, hier hab' ich's!“ antwortete Traver. „So gieb her! erwiederte Berard, und lauf geschwind nach dem Pferdestall; denn ich habe da was poltern hören. Ich fürchte, sie sind dort eingebrochen.“ – Traver warf seiner vermeinten Frau das Thier auf die Schulter, und lief ins Haus, fand aber, zu seinem Schrecken, seine Frau weinend und halbtod vor Angst, im Bette. Er sah sich also von neuen betrogen, verlor aber deshalb nicht seinen Muth, sondern schwur, als hätt' es bei dem Abenteurer seiner Ehre gegolten, auf was für Art es auch sey, zuletzt den Sieg davon zu tragen.

Er dachte wohl, daß die Diebe diesmal einen anderen Weg genommen haben, vermuthete jedoch mit Recht, daß sie, jezt wie vorhin, in den Wald, als den sichersten Ort für sie, sich begeben würden. – Sie hatten ihn bereits erreicht, und begierig, die Frucht ihres Diebstahls zu genießen, so eben am Fuß einer Eiche ein Feuer angelegt, um sich einen Rostbraten zu machen. Aber das Holz war grün, und wollte nicht brennen; sie sahen daher sich genöthigt, nach dürrem Laube und trocken Zweigen umher zu suchen.

Traver, dem das Feuer seine Räuber bald verrathen hatte, benutzte ihre Entfernung, zog sich nackend aus, stieg die Eiche hinauf, hieng sich nit einer Hand an einem Aste auf, und schrie, als die beiden Brüder zurück gekommen und beschäftigt waren, das Feuer anzublasen, mit donnernder Stimme: „Elende, ihr werdet enden wie ich!“ – Haimet und Berard blicken auf, glauben ihren Vater zu sehen, und laufen voll Schrecken von dannen.

Traver nimmt geschwind seine Kleider und sein Schwein, und kommt triumphierend zu seiner Frau zurück. Diese umhalst ihn mit herzlicher Freude über einen so verwegnen und glücklichen Streich. Aber Traver sprach: „Laß uns noch nicht zu sicher seyn, Marie! Unsre Feinde sind nicht weit, und so lange noch ein Bissen von dem Schweine übrig ist, kann ich nicht ruhig seyn. Frisch, Marie! Mach Wasser heiß! Wir wollen's kochen. Dann wollen wir schon sehen, was sie machen werden.“ – Marie

zündete demnach Feuer an, indem Traver die Schinken zerhackte, und in den Kessel warf; worauf beide sich in die Ecken des Kamines setzten, um Wache zu halten.

Aber Travern fielen, müde von so viel Unruh und Arbeit, sehr bald die Augen zu. „Leg dich in Gottes Namen schlafen, sprach seine Frau; ich will schon für den Kessel sorgen. Alles ist wohl verschlossen; wir haben nichts zu fürchten; und sollt' ich ja was merken, so will ich stracks dich wecken.“

Traver legte sich, nach dieser Versicherung, unentkleidet zu Bette, und hob gleich zu schnarchen an. Marie wachte noch ein Weilchen am Kessel, fieng aber endlich auch an zu schläfern, und schlummerte auf ihrem Sitze ein.

Haimet und Berard kehrten inzwischen, sobald sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, zu ihrem Feuer zurück, und erriethen, da sie das Schwein sowohl als den Gehängten verschwunden sahen, ohne Mühe das Wahre des Abenteurers. Es schien indeß ein unerträglicher Schimpf, in diesem Wettstreit von Spitzbübereien den kürzeren zu ziehen; sie machten sich daher wieder auf zu Travers Wohnung, mit dem festen Entschluß, ihre ganze Kunst und Geschicklichkeit aufzubieten, die Sache zu ihrer Ehre zu enden.

Berard guckte zuförderst, um zu sehen, ob der Feind auf seiner Huth sey, durch das Loch, was er vorhin in der Wand gemacht hatte, und sah Travern dort auf's Bett hingestreckt schlafen, und hier seine Frau hin und her nickend, den Schäumlöffel in der Hand, am Feuer sitzen, während die Schinken im Kessel kochten. – „Unsere Feinde, sprach er zu Haimet, haben uns die Müh ersparen wollen, das Fleisch zu kochen; und alles bedacht, haben wir das auch wohl um sie verdient. Sey ruhig! Ich verspreche dir eine gute Mahlzeit.“

Er schnitt sich hierauf eine lange Ruthe, und spitzte sie an einem Ende zu, stieg dann aufs Dach, ließ die Ruthe den Rauchgang hinunter, bohrte sie in ein Stück Fleisch, und zog es zu sich hinauf.

In dem Augenblicke erwachte Traver. Er sah die Stange mit dem Fleisch in die Höhe fahren, und begriff nun wohl, das Beste sey, mit so geschickten Feinden Frieden zu machen. „Freunde, sprach er daher, ihr habt Unrecht, euch nicht zu Gaste zu bitten. Genug der Spitz-

findigkeiten! Kommt herunter, und laßt's euch mit uns wohl schmecken!“

Er öffnete ihnen hierauf die Thüre; man setzte sich zu Tische, und vertrug sich bei dem Schmause auf die beste Art von der Welt.

Ein Vergleich der drei Versionen (Fabliau, Voss, Hebel) nach einer Methode, die etwa Lothar Wittmann vorgegeben hat,¹⁵ zeigt zunächst, daß man Hebels eigene Quellenangabe ernstnehmen muß: „Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben und zu Vers gebracht.“¹⁶ Man könnte meinen, Hebel beziehe sich hier auf die Verserzählung von Voss; aber auch von dem in Prosa erzählten Fabliau wußte er durch die Anmerkungen, daß die Vorlage noch in der Ausgabe von Barbazan eine Verserzählung des Jean de Boves darstellt. Eine Entscheidung zwischen beiden Deutungen ist unmöglich. Weiterhin zeigt sich aber, daß Voss seiner Vorlage, dem französischen Fabliau, in allen Details geradezu sklavisch nachfolgt. Da Hebel dann aber weitgehende Veränderungen vornimmt, kann man auch hier nicht entscheiden, ob sein Ausgangspunkt Voss oder das Fabliau ist. Ein besserer Hinweis ergibt sich vielleicht aus den Namen der drei Diebe: Haimet, Berard und Traver bei Legrand haben nichts mit Veit und Jürgen Ring sowie Steffen Schmieder bei Voss zu tun, während Hebels Heiner an Haimet erinnert, Berard auch etwas an Frieder und Traver an Dieter. Was sonst an erzählerischen Umgestaltungen bei Hebel zu finden ist, geht nur auf sein eigenes Konto. Immerhin kannte er Voss aus persönlichen Besuchen, sicherlich auch dessen Gedichte; dagegen ist die Übersetzung von Legrands Fabliaux in Hebels Bibliothek nicht nachweisbar. So kann hier keine Entscheidung getroffen werden, ob das Fabliau auch Hebels Vorlage war oder nur, in französischer Sprache, sicherlich das Vorbild für Voss. Hebel verändert (und verbessert) dabei folgendes: Er erfindet den Diebstahl eines Pferdes, damit am Schluß die Strickreiter den Anlaß haben, die beiden Spitzbuben in den Turm zu holen – so harmlose Diebe sind es also in Hebels Deutung nicht mehr. Die Episode der Verkleidung Berards als Travers Frau und dann die Erscheinung Travers als der gehängte Vater der Brüder fallen weg, wohl weil der zweimalige Austausch des Schweins nur Wiederholung bedeutet, weil ihm eine solche Schreckhaftig-

keit der beiden Brüder unwahrscheinlich erschien und weil die Tatsache, daß die Frau ihren Mann wiederum in den Stall schickt, eine unglaubliche Wiederholung ist. Das Fleischkochen wird nur aus der Perspektive des Ehepaars beschrieben, so daß der Diebstahlsversuch durch den Kamin umso überraschender und anschaulicher wirkt. Zum Schluß sorgt der Prälat von Karlsruhe auch für den Sieg der Gerechtigkeit. Die Umsetzung ins badische Milieu und in bäuerliche Sprache ist allein sein Verdienst gegenüber der recht trockenen Erzählweise von Voss.

Recht parallel zu Hebels *Ein Wort gibt das andere* verläuft das Fabliau *Maimon*. Auszug:¹⁷

Maimon war der Diener eines Grafen. Dieser begegnet ihm eines Tages bei seiner Rückkehr von einem Turnier, und fragt ihn, wohin er wolle.

„Ich suche ein Unterkommen,“ – antwortet ihm Maimon kalt.

Ein Unterkommen? – Ei! was ist denn bei mir vorgefallen?

„Nichts, Herr.“

W a s, frage ich?

„Nichts, Herr! Euer Hund ist todt.“

Und wie das?

„Man beschlug euren Hengst im Hofe; er scheute, zertrat den Hund, und stürzte dann in den Brunnen.“

Pest! Und was machte meinen Hengst scheu?

„Der Junker, euer Sohn; er fiel oben aus dem Fenster dem Pferde vor die Beine.“

Großer Gott! Hat er Schaden genommen?

„Ja, er brach den Hals.“

Himmel! Mein armes Weib!

„Eure Gemahlin verlor vor Schrecken darüber Sinn und Sprache.“

Schurke! Und du liefst nicht nach Hülfe? Warum bleibst du nicht im Schloß?

„Das gieng nicht an, Herr. Marie schlief am Bette eurer Gemahlin ein. Ein Licht zündete die Kammer an. Es ist nichts mehr übrig.“

Lothar Wittmann meinte 1969,¹⁸ die Quelle zu Hebels Geschichte sei unbekannt, nennt dann aber doch Nicolais *Vademecum*¹⁹ als Quelle.²⁰ Ein Vergleich der beiden möglichen Vorlagen (Fabliau oder *Vademecum*) zeigt

sofort, daß hier das *Vademecum* die tatsächliche Quelle ist. Die Unterschiede zum Fabliau *Maimon* sind viel größer. Hannelore Schläffer verweist auf eine weitere mögliche Quelle, die *Disciplina clericalis, Exemplum XVII: De Maimundo servo*.²¹ Dies aber ist wohl, schon der Titel zeigt es, die Vorlage zum altfranzösischen Fabliau, ist also ebenso weit von Hebel entfernt wie dieses. Lothar Wittmann verweist außerdem auf ein modernes französisches Chanson *Tout va très bien, Madame la Marquise* von Paul Misraki.²² Dieses Lied wurde in Frankreich so populär, daß es inzwischen als anonymes Volkslied gilt. Auch es ist offenbar eine freie Umgestaltung des Fabliau, keineswegs der *Vademecum*-Version oder gar von Hebels Geschichte. Man sollte aber dabei erwähnen, daß Hebel gegenüber allen Vorlagen motivlich und sprachlich viel gewandter verfährt, in den anaphorischen Kausalsätzen des Dieners bis zur Schlußpointe: „Sonst gibt's just nicht viel Neues“, setzte er hinzu.“²³

Ein drittes Fabliau *Vom Kaufmann, der seinen Geldsack verlor* könnte ebenfalls Hebel als Vorlage für *Der kluge Richter* gedient haben:²⁴

Ein Kaufmann verlor bei einem Geschäftsgange in der Stadt einen Geldsack mit tausend Byzanzern und einer goldnen Schlange mit granatnen Augen. Er eilte sogleich zum Bedell, und ließ durch die Gassen ausrufen, daß, wer ihm den Geldsack wieder bringen werde, hundert Byzanzer Trinkgeld bekommen solle.

Ein armer Schuster hatte ihn gefunden und mit nach Hause genommen. Sobald er aber den Ausrufer hörte, nahm er den Schatz, um ihn seinem Herrn wieder zu überliefern. Seine Frau setzte sich aus allen Kräften dagegen. „Was? – sprach sie – Hat nicht Gott uns dieses Glück zugeschickt? Wie thörigt wär' es also, es von uns zu stoßen!“ – „Frau, – versetzte der ehrliche Mann, – unrecht Gut gedeihet nicht, und ehrlich währt am längsten. Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und sorget nicht für den andern Morgen. Und werden uns übrigens nicht schon die hundert Byzanzer zeitlebens reich genug machen?“

Er brachte also dem Kaufmann seinen Geldsack, und foderte die versprochenen hundert Byzanzer. Aber der Kaufmann war ein schlechter Mensch, der nicht Lust hatte sein Wort zu halten. Er öffnete den Beutel, sah hinein, und

rief dann sehr betroffen: „Wie? Nur Eine Schlange? Es waren ihrer zwei darin, als ich ihn verlor.“ Darüber erhob sich ein großer Streit. Viele Reiche der Stadt kamen herbei, und nahmen die Parthey des Kaufmanns, der gleich ihnen ein Bürger war, gegen den armen Schuster; und so wurde dieser ein Dieb gescholten und vor den Richter gestellt.

Aber die Sache kam dem Könige des Landes zu Ohren. Die Partheyen mußten vor ihn kommen, und mit ihnen der Philosoph der vorigen Erzählung. Diesem wurde, wie vorhin, seine Meinung über die Streitsache abgefodert. Er ließ den armen Schuster schwören, daß er nichts aus dem Sack entwandt habe, und sprach dann also: „Der Kaufmann ist, so viel bekannt, ein Mann von Ehre. Folglich sind seine Reden für wahr anzunehmen. Nun fodert er einen Geldsack mit zwei Schlangen; dieser hat aber nur Eine; mithin ist dies nicht der seinige. Da es nicht der seinige, noch des Schusters, noch sonst Eines unter uns ist, mithin der Geldsack keinen Herrn hat: so fällt er euch, Herr König, mit vollem Recht anheim, bis sich etwa jemand finden mag, der sein Eigenthumsrecht daran Form Rechtens darthun kann. Dieser ehrliche Mann hat indessen, bei Zurückgabe desselben, besage öffentlichen Versprechens, auf hundert Byzanzer gerechnet. Sie werden ihm daher nicht anders als billig auszuzahlen seyn.“

Der König genehmigte mit der ganzen Versammlung diese Sentenz, und es geschah wie der Philosoph gesagt hatte.

Auch hier nahm man bisher allgemein als Quelle *Man ist oft das Opfer seiner Untreue* im *Vademecum* an.²⁵ Außerdem findet sich in Hebels Nachlaß in Karlsruhe ein Blatt²⁶ mit dem Text: „Vade mecum für lustige Leute [...] Der Kaufmann der 900 Gulden verlohren haben wolte, aber nur 800 verloren hatte und nichts bekam.“ Damit ist bereits der Nachweis erbracht, daß Hebel die Version aus dem *Vademecum* kannte. Wilhelm Altwegg verweist daneben auf den deutschen Schwankautor Kirchhof als Quelle, was wiederum auf Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* zurückverweist.²⁷ Hermann Österley, der kenntnisreiche Herausgeber von Paulis Schwanksammlung,²⁸ nennt in seiner Anmerkung insgesamt 29 Versionen dieses Stoffs, darunter auch Legrand

und Hebel, als erste aber nicht ein altfranzösisches Fabliau, sondern „Visdelon und Galland Supplem. zu d'Herbelot p. 225b“, daß heißt Gallands *Paroles remarquables, bons mots et maximes des Orientaux*, erschienen 1694, 1708, 1730, und eben als Anhang zu d'Herbelots *Bibliothèque orientale* (Paris 1776 und 1777). Galland, der ja sonst auch als erster Übersetzer von *1001 Nacht* bekannt wurde (die erste deutsche Übersetzung dieses Werks von Galland stammt von Johann Heinrich Voss 1761–65), liefert also die Vorlage zu dieser Geschichte, und das anerkennt auch Legrand in seiner 3. Anmerkung zu dieser Geschichte: „Der Fablier hat diese Erzählung aus dem Arabischen genommen.“ Und auch Hebel wußte das, denn seine Einleitung zur Geschichte lautet (ohne jede Entsprechung im *Vademecum*): „Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben.“²⁹ Das „schon einmal“ bezieht Hebel auf seinen Text *Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande* in 4 Teilen,³⁰ dessen Nr. 3 mit dem ganz ähnlichen Satze beginnt: „Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und tun.“ Aber eben zu diesem Hebel-Text kennt man die morgenländischen Quellen noch nicht. Der in Nr. 3 erscheinende Lockmann erscheint als Lokman jedenfalls auch in Gallands *Contes et fables indiennes de Bidpai et de Lokman*.³¹ Sowohl Legrand wie Hebel sehen darin die Quelle für die Geschichte vom guten Richter. Freilich kann man daran Zweifel äußern, wenn etwa der arme Schuster Überlegungen zur Ehrlichkeit anstellt, die aus dem Neuen Testament stammen. Aber die Version Legrands steht, neben der Quellenangabe, in mehreren Punkten der Geschichte Hebels näher als etwa der Text aus dem *Vademecum*: Der Finder wird von Anfang an als armer, aber besonders ehrlicher Mann ausdrücklich charakterisiert. Als der Kaufmann den Geldsack inspiziert, wird auch er ausdrücklich als schlechter Mensch charakterisiert, der sich überlegt, wie er den Finder prellen könnte – er gibt ihm auch nicht mal ein Trinkgeld, wie im *Vademecum*. Schließlich erscheint die Entscheidung des Richters bzw. des Philosophen hier in umfangreicher direkter Rede, nicht in abgekürzter indirekter Rede wie im *Vademe-*

cum. Zwar ist das Ende bei Legrand anders: der Finder erhält nur einen Finderlohn und der König behält den Geldsack; aber auch dies erklärt Legrand in einer Anmerkung aus dem „droit d'aubaine“ des Königs (ohne zu bemerken, daß dies ein mittelalterlich-europäisches Recht ist, kein orientalisches) mit dem Satz: „Dessen ohngeachtet haben alle neueren Schriftsteller, bei Kopierung dieses Fabliau, diesen Artikel der Sentenz reformiert. Sie lassen dem armen Mann die ganze Börse geben.“ Wenn Hebel also den Text von Legrand kannte, was äußerst wahrscheinlich ist, dann konnte er auch hier das modernere Ende auf Anregung Legrands wählen.

Es gibt Hinweise, daß Galland hier auch ein altfranzösisches Fabliau ausschrieb, das auch Kirchhof und Pauli als Vorlage diente. Aber welcher Unterschied in der Ausgestaltung! Bei Pauli hatte der Kaufmann den Geldbeutel auf den Sattel genäht, er läßt den Verlust in der Kirche ausrufen (wohl weil er das französische Wort „bedel/bedeau“ als „Küster“ mißversteht, es ist aber ein öffentlicher Ausrufer), er begeht den schweren motivlichen Fehler, daß die Zahl der verlorenen 900 Gulden mit ausgerufen wird – hier kann sich der Kaufmann nicht mehr auf eine höhere verlorene Summe beziehen, ein Prozeß wird unnötig, weil der Betrug für jedermann einsichtig ist. Pauli kopiert aus dem alten (angenommenen) Fabliau außerdem auch das Gespräch des ehrlichen Finders mit seiner Frau, welche das Geld behalten will. Hebel dagegen kürzt geschickt in seiner Darstellung das Auffinden des Geldsacks, was wieder die Konzentration der Darstellung auf wenige Szenen erhöht. Gegen die rohe Darstellung bei Pauli hebt sich Hebels überlegene Erzählweise besonders ab.

Man kann also feststellen, daß Hebel gerade für *Der kluge Richter* neben dem *Vademecum*, das er zweifellos kannte, auch die Version des französischen Fabliau benutzte. Das erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß er für *Die drei Diebe* als Vorlage eher das französische Fabliau als das Gedicht von Voss benutzte. Bei *Ein Wort gibt das andere* diente aber zweifellos die Version aus dem *Vademecum* als Vorlage und nicht das Fabliau *Maimon*.

Insgesamt kann man also die Fabliau-Sammlung von Legrand in deutscher Überset-

zung als eine mögliche Quellensammlung für Hebels *Schatzkästlein* bezeichnen.

Anmerkungen

- 1 Horn, Franz: Die schöne Litteratur während des achtzehnten Jahrhunderts. Bd. I/II. Berlin 1812/13.
- 2 Horn II, S. 208.
- 3 Schlaffer, Hannelore: Ein Werk in seiner Zeit. In: Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes. Tübingen 1980, S. 243-375, hier S. 315.
- 4 Schlaffer S. 354.
- 5 Vgl. Hebel, Johann Peter: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Kritische Gesamtausgabe. Hg: Winfried Theiss. Stuttgart 1981/1999 (in der Folge als Theiss zitiert). Hier S. 363-370.
- 6 Hg: Johann Heinrich Voss. Hamburg 1791, S. 106-118.
- 7 Voss, Johann Heinrich: Sämtliche Gedichte, Bd. 6, Königsberg 1802. S. 143-159.
- 8 Voss, Johann Heinrich: Sämtliche poetische Werke. Leipzig 1835, S. 260-263 + S. 312.
- 9 Bd. I-V, Halle und Leipzig 1795-1798.
- 10 Bd. I-IV, Paris/Amsterdam 1779-1781.
- 11 Barbazan, Etienne (Stephanus): Fabliaux et contes des poètes françois des XIIe, XIIIe, XIVe et XVe siècles, tirés des meilleurs auteurs. Bd. I-V, Paris 1753.
- 12 Die ersten Auflagen beider Werke sind heute sehr selten, auch in der Pariser Bibliothèque Nationale nicht ganz zugänglich; aber von den jeweils zweiten Auflagen erschienen in letzter Zeit Reprints bei Slatkine in Genf, welche der Zugriff erleichtern. Die deutsche Übersetzung von Legrand ist sehr selten (je ein Exemplar in der UB Leipzig und der NB Washington).

- 13 Feger, Robert: Johann Peter Hebel und Frankreich. In: Alemannisches Jahrbuch 1961, S. 144.
- 14 IV, S. 22-34.
- 15 Wittmann, Lothar: Johann Peter Hebels Spiegel der Welt. Frankfurt/Main 1969.
- 16 Theiss S. 174.
- 17 Fabliaux IV, S. 231.
- 18 Wittmann S. 224-239.
- 19 Bd. VI, Nr. 16, S. 10 f.
- 20 Theiss S. 361.
- 21 In: Johann Peter Hebel: Kalendergeschichten. München 1999, S. 766.
- 22 Wittmann S. 234.
- 23 Theiss S. 171.
- 24 Fabliaux III, S. 58-60.
- 25 I, Nr. 47, S. 42-44. vgl. Theiss S. 314 f.
- 26 H 84, uP 505L 556, F 115. Für diesen Hinweis sei Adrian Braunbehrens herzlich gedankt, ebenso wie für andere Hinweise.
- 27 Altwegg, Wilhelm: Johann Peter Hebel. Frauenfeld/Leipzig 1935, S. 283.
- 28 Bibliothek des lit. Vereins in Stuttgart Bd. 85, Stuttgart 1866, S. 485 ff.
- 29 Theiss S. 66.
- 30 Theiss S. 20-22.
- 31 Paris 1724 und öfter, II, später III Bände.

Anschrift des Autors:
Jochen Bertheau
Enzblick 16
74354 Besigheim